

Hochwürdiger, hochgeehrtester Dr. Ingot,

die beiliegenden Folio-Bogen enthalten meinen vollständig abgefassten Bericht zum Zwecke der anstehenden Visitation der hiesigen Gemeinde. Ich habe die mir gestellten Fragen getreulich beantwortet, auf dass Sie meine Auskünfte prüfen und für einen gesegneten Erfolg Ihrer Visitation benutzen mögen. Darüber hinaus möchte ich die Gelegenheit nutzen und mich für den Hinweis auf Ihren im »Allgemeinen Kirchenblatt« publizierten Vortrag bedanken. Da das Journal vor Ort bisher nicht vorhanden war, hatte ich erst am gestrigen Abend (nachdem mir meine Frau ein Exemplar desselben mitgebracht hat) Gelegenheit, Ihren Ausführungen »Über Amtsaufsicht und Kirchengzucht« zu folgen. Da ich zu diesem Zeitpunkt die Beantwortung der Visitationsfragen jedoch bereits abgeschlossen hatte, war es mir leider nicht mehr vergönnt, Ihre für ebendiese Aufgabe gewiss ganz nützlichen Betrachtungen und Reflexionen, die meine Einsicht in das Wesen unserer großen Kirche in manch einem Punkte auf das Schönste bestätigt und in manch anderem vertieft und erneuert haben, mit einfließen zu lassen. Gestatten Sie mir deshalb – selbst auf die Gefahr einer gelegentlichen Doppelung resp. Vorwegnahme des noch zu Sagenden – an dieser Stelle einige auf den speziellen Fall bezogene Anmerkungen, auch wenn ich sogleich hinzufügen will, dass das Folgende nur vorläufigen Charakter trägt, derweil ich bestrebt bin, Ihren Ausführungen baldmöglichst die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. (Wie Sie meinen bisherigen Berichten gewiss haben entnehmen können, ist besagte Vorläufigkeit nicht nur ein Resultat verschiedenster Unzulänglichkeiten und Mängel, sondern scheint vor Ort geradezu ein fester Bestandteil des Lebens zu sein, wie hier überhaupt fast alles beiläufig zu geschehen scheint, so dass selbst das Hochgeistige ephemere Züge trägt, zumindest solche annimmt. (Es ist ja recht eigentlich nur selten überhaupt einmal vorhanden!) Dies alles steht in einem seltsamen Gegensatz zum sonstigen, auf Dauer und Gewohnheit zielenden Verhalten der Parochianen, wofür ich bislang noch keine rechte Erklärung finden konnte. Ja mitunter scheint es mir fast, als gäbe es eine solche auch gar nicht – zumindest nicht hier –, als sei sie unmöglich und unnötig zugleich. Doch will ich mich darein nicht weiter vertiefen und mich stattdessen Ihrem Berichte zuwenden.)

Lassen Sie mich, der Reihung Ihrer Ausführungen folgend, mit den statistischen Erhebungen beginnen. Es hat mich offen gesagt ein wenig überrascht zu lesen, dass die Einrichtung von Presbyterien nur in ganz wenigen Landeskirchen von alters her besteht, derweil selbige vielerorts erst später entstanden und mitunter auch schon wieder erloschen sind, ja hier und da überhaupt nie existierten. Was nun die Aufgabe der Presbyterien als ein Mittel zur Kontrolle des heiligen Amtes und zur Aufsicht über Amtsführung und Lebenswandel des Pfarrers sowie die Wahl von Vertretern anbelangt, so fühle ich mich in Anbetracht der Situation vor Ort verpflichtet, folgendes anzumerken: Zwar existiert in der hiesigen Gemeinde ein Kirchenvorstand, doch übernimmt dieser trotz (vielleicht aber auch wegen) des Kirchenbrandes keine besonderen Aufgaben, wie er sich überhaupt nicht vom Rest der Gemeinde unterscheidet, und es ist in all den Wochen, die ich nun schon hier bin, auch noch niemand in dieser Funktion an mich herangetreten. Was nun aber die Wahl desselben betrifft, so hat es eine solche zwar gegeben, doch scheinen, soweit ich dies von meinem jetzigen Standpunkte aus beurteilen kann, die überlieferten Kriterien (rechte Lebensführung, ein klares und eindeutiges Glaubensbekenntnis sowie die politische Unbescholtenheit) keine größere Rolle gespielt zu haben, auch wenn ich damit nicht sagen will, dass die hiesige Gemeinde ein Ort des Lasters, der Sünde und der sozialen Revolution ist – zumindest keiner, wie man ihn nicht auch irgendwo anders, d. h. überall finden könnte. Gleichwohl erkenne auch ich das in der alten Ordnung enthaltene Prinzip, demnach die Presbyterien eine *ecclesiola in ecclesia* sind, zumindest eine solche sein sollten, oder, wie Sie es in einem schönen Bilde ausdrücken: »Es sind dies die kräftigsten Glieder der Gemeinde, welche sich ganz nah um ihren Hirten scharen und von da aus den rechten Glauben in die ganze Herde tragen.« Mögen die derzeitigen Umstände dieses Verdichten und Verteilen auch erschweren, ja es mitunter schier unmöglich machen, so gemahnt mich doch gerade dann Ihre Rede: »Nicht aus sich selbst heraus erzeugt die Gemeinde die Predigt des Wortes, vielmehr ist sie es, die durch die Predigt des Wortes überhaupt erst erzeugt wird. Nicht verdichten sich die vielen Einzelnen zu einem festen Kern, vielmehr wird dieser Kern in sie hineingebildet. Das Zentrum aber ist und bleibt das Amt des Wortes und des Sakraments. Sein Träger ist nicht der Beauftragte der Gemeinde, vielmehr obliegt es ihm,

die kräftigsten und gesündesten Glieder des Glaubens wie des Lebens um sich zu versammeln, damit er sich an ihnen stärke, den rechten Glauben verbreite und dabei eine Mauer errichte, die der fleischliche Mensch, der jedem Pfarrer innewohnt, weder überwinden noch durchbrechen kann.«

Ich sehe also sehr wohl, dass die rechte Zucht immer nur eine innere und niemals eine äußere sein kann. Dennoch kann und will ich Ihnen nicht verschweigen, dass es mich manchmal dünkt, als besäßen die Leute hier vor Ort gar kein Innerstes, zumindest keines, das mir bekannt oder zugänglich wäre. Sie mögen mich bitte nicht falsch verstehen. Es ist mitnichten so, dass ihnen alles nur äußerlich, bloß Schein und Tatsachentum ist, auch wenn die ephemere Natur ihrer Handlungen wie überhaupt ihre ganze Art zu leben derlei mitunter vermuten ließe. Dies allein schon deshalb nicht, da man auch hier sämtliche Regungen der Seele findet. Es ist mithin keine Frage des Geistes (obgleich der Begriff vor Ort einen ganz anderen und oft genug gar keinen Klang hat), sondern eine des Umgangs mit ihm. Vielleicht ist es aber auch nur eine Frage der Darstellung, d. h. eine der Form. Oder besteht etwa die Möglichkeit, dass eine solche Trennung gar nicht existiert, dass Innen und Außen nur zwei Pole ein und derselben Sache sind?

Bitte verzeihen Sie mir mein Schwanken in diesem Punkte, es erfolgt auf festem Grund. Auch hilft mir das Schreiben, meine Gedanken zu ordnen und – allen Widrigkeiten zum Trotz – Tag für Tag freudig ans Werk zu gehen. Eine neue Kirche kann unserem Bestreben dabei nur hilfreich sein. Was jedenfalls die rechte Zucht betrifft, so stimme ich mit Ihnen überein, dass die Entstehung eines festen Kerns und die Sammlung einer getreuen Schar in glaubensarmen Zeiten kaum gelingen kann. Ich will daher Ihrem gelehrten Rat folgen und alles daran setzen, durch ein »mächtiges« und, so sei hinzugefügt, lebendiges »Pfarramt ein Zentrum zu schaffen, um das sich die stärksten Glieder notwendig von selbst bilden und die Gemeinde von innen nach außen durchdringen.« (Ich darf Ihnen in aller Bescheidenheit mitteilen, dass es mir beim Lesen Ihrer Zeilen aus dem »Allgemeinen Kirchenblatt« so manches Mal vorkam, als seien diese direkt an mich gerichtet, als seien Ihre gewiss ganz allgemeingültigen Ausführungen mit Blick auf die hiesige Parochie verfasst.) Ich will deshalb auch prüfen, inwiefern sich Ihr Vorschlag, die Presbyterien nicht länger aus einer Massenwahl hervorgehen zu lassen, ja überhaupt die Wahl durch

die Gemeinde aufzugeben, umsetzen lässt. Gleichwohl muss ich gestehen, dass ich einige Bedenken habe, dies mit der Heiligen Schrift zu legitimieren. Nicht, weil die Parochianen – von einem Manne namens Universalisus einmal abgesehen – über diese viel Bescheid wüssten. Vielmehr scheint das Schriftprinzip hier generell wenig wirksam und die exegetische Macht des Einzelnen gering. Es ist folglich auch nicht so, dass ich nicht glaubte, etwas von jenem »geistlichen Scharfblick« zu besitzen, dessen Geschichte Sie in Ihrer Publikation ebenso eindrucksvoll dokumentiert haben wie sein höchst seltenes Auftauchen in der Masse des Volkes. Doch verhält es sich ganz einfach so, dass ein solches Erkennen hier keinen Eindruck macht und auch keine Wirkung zeigt. Ob diese Egalität nun ein Resultat von Ungers Lehren ist oder weitaus tiefer begründet liegt, vermag ich mit letzter Gewissheit nicht zu sagen, doch will es mir auch in diesem Falle scheinen, als sei die Macht des Einzelnen begrenzt. Es bedarf also eines anderen Ansatzes, um jene Männer ausfindig zu machen, die, wie Sie schreiben, »nicht auf den Dank oder Undank der Welt schauen, sondern bescheiden, ernst und folgsam sind und dem Herrn ergeben dienen.«

Sie sehen, dass ich keineswegs daran zweifle, dass der »Beruf allezeit vom Berufenen ausgegangen ist und der niedere Beruf von dem höheren bestimmt werden muss«, und gewiss teile auch ich die Überzeugung, dass es unter allen Umständen zu vermeiden ist, dass Unberufene Männer aus ihrer Mitte erwählen, damit diese das geistliche Amt und den dorthin Berufenen kontrollieren. Allein, mir scheint eine solche Klarheit in der Bestimmung hier noch nicht gegeben. Überdies halte ich es nach wie vor für nützlich, die Presbyterien zu befragen, auch wenn mich Ihre Darlegung, wonach die fehlende innere Kirchengenossenschaft in der Vergangenheit dazu führte, dass rechte Auskünfte nicht gegeben und falsche Maßstäbe angelegt wurden, darin nicht eben bestärkt hat. Mag mein Weg in diesem Punkte somit auch ein anderer sein, so sind wir uns doch einig in dem Ziele, dass das mühsam wiederaufgebaute Visitationswesen nicht noch einmal verkommen darf. Wohlan: »Aus inniger Sehnsucht, dem armen Volk zu helfen, wollen wir nun wieder visitieren und das Kleine ins Große fügen.«

Seien Sie also gewiss, dass die von Ihnen geforderte »unerbittliche Strenge des göttlichen Gesetzes« meine Antworten geleitet hat. Darüber hinaus bin auch ich, nicht zuletzt im Hinblick auf meine hiesige Lage, der

Ansicht, dass die theologisch-wissenschaftliche Beschäftigung der Pfarrer gefördert und intensiviert werden muss, um der Gefahr der Verbauerung entgegenzuwirken. Visitationen sind hierfür gewiss ein geeignetes Mittel, doch erkenne ich, dass solche allein nicht genügen und es »einer eigenen geistlichen Aufsicht und Leitung bedarf, um den Dienern des Evangeliums die rechte Zucht durch Oberhirten der Kirchen angedeihen zu lassen, auf dass diese sie weitergeben in den Kreis der Auserwählten ihrer Gemeinde.« Das alles einbedacht, ist es in der Tat unabdingbar, die Beaufsichtigung des geistlichen Amtes durch weltliche Behörden abzuschaffen. Nicht, um die Kirche aus dem Staate zu lösen, sondern, wie Sie so treffend schreiben, »um sie als ein gesundes und kräftiges Glied im Organismus derselben zu erhalten, auf dass beide zusammen wachsen.«

Es ist mir somit nicht nur eine bescheidene Hoffnung, sondern auch eine Ehre, mit meinen Berichten zu diesem Erneuerungsprozess beitragen zu dürfen.

Mit allergrößter Hochachtung verharre ich gehorsamst,
Johann Christian Martin Fuggert, P.

1. *Ob er, der Pfarrer, seine Predigten und Casualreden vollständig schriftlich ausarbeite, memoriere und dann frei halte oder nach einem ausführlichern oder kürzeren Entwurf predige?*

Meine Natur wie auch meine noch recht geringen praktischen Erfahrungen verlangen nach einem ausführlichen Entwurf, den ich am Tag nach der Predigt stets ins Reine schreibe. Anfangs tat ich dies nur zum Zwecke der Prüfung und Vergewisserung meiner selbst, doch machten es – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der an mich gerichteten Erwartungen – die Ereignisse vor Ort schon bald erforderlich, diese meine Selbstbezüglichkeit aufzugeben und die ausgearbeiteten Predigten demjenigen zur Verfügung zu stellen, der, wie es bei Ihnen heißt, »das ewige Heil aller Gemeinden und aller einzelnen Glieder derselben sowie aller Hirten dieser Gemeinde auf seiner Seele trägt.« Gleichwohl will und kann ich nicht verschweigen, dass mit den Anforderungen auch mein Wunsch gewachsen ist, eine Auswahl meiner Predigten in einem kleinen Büchlein zu ver-

öffentlichen. Gewiss, es gibt deren schon eine ganze Reihe (und darunter so manche wahrhaft gelehrte), doch bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass meine hier vor Ort gemachten Erfahrungen vorzüglich geeignet wären, diese Collection, wenn schon nicht zu vervollkommen, so doch auf das Trefflichste zu ergänzen und denen, die in einer ähnlichen Lage sind, zugleich Trost und Hilfe zu sein. Was indes das Publizieren selbst anbelangt, so bin ich für jedes Dazutun dankbar.

2. *Ob er sich streng an die vorgeschriebene Textordnung halte?*

Die Beantwortung dieser Frage fällt nicht leicht, da mir einerseits sehr viel an der Einhaltung der Textordnung liegt, ich aber andererseits in den wenigen Monaten meiner Anwesenheit hier vor Ort mehrfach dazu ange-regt wurde, mich von den vorgeschriebenen oder auch nur anempfohlenen Perikopen zu entfernen. Natürlich habe ich dem Drängen in keinem Fall nachgegeben, erlaube mir aber – zum Zwecke der Illustration meiner in diesem Punkte mitunter etwas misslichen Lage – ein Beispiel vorzubringen, auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob selbiges die allgemeine These von der Überhebung der Gemeinden bestätigt, dernach diese sich »anmaßen, das Amt wie die Lehre des Pfarrers an den Erfordernissen des Tages zu messen.«

Doch will ich die Entscheidung hierüber anderen überlassen und stattdessen mit meinem Beispiele beginnen.

Als ich der Gemeinde Anfang September verkündete, dass am Sonntag nach Michaelis unser Erntedankgottesdienst stattfinden werde, so gab es darüber einigen Unmut. Ich war erstaunt, hielt es aber für das übliche parochiale Murren. Doch wurde ich schon bald eines »besseren« belehrt. Am Abend des neunten September kam der Bauer Hülse zu mir und teilte mir mit, dass die Ernte eingefahren sei. Ich wusste dazu nicht viel zu sagen und fand lediglich einige Worte des Danks, was auch daran lag, dass ich am nächsten Tag zu predigen hatte und mein Entwurf noch nicht fertig war. Anstatt nun zu gehen, tat der Bauer einen Schritt auf mich zu und erklärte allen Ernstes, es wäre das Beste, das Dankfest »gleich morgen« zu feiern. Ich sagte ihm, dass das nicht möglich sei, da der Termin feststehe und nicht jeder feiern könne, wann es ihm beliebe, woraufhin er brum-

مند abzog, nur um eine Stunde später erneut vor meiner Tür zu stehen und dasselbe Anliegen »im Namen aller Bauern der Gemeinde« vorzutragen, wobei er hinzufügte, man habe sich geeinigt, das Fest um eine Woche zu verschieben und am siebzehnten zu feiern und dem Herrn zu danken, gerade so, als gäbe es hierzu keinen anders lautenden, ja überhaupt gar keinen königlichen Erlass, als wäre jemals am dreizehnten Sonntag nach Trinitatis Erntedank gefeiert worden. In der Tat war ich mir aufgrund seines Auftretens nicht sicher, ob er besagten Erlass überhaupt kannte, so dass ich mich gezwungen sah, ihn zu vorgerückter Stunde (es war bereits dunkel!) darüber zu unterrichten und darum zu bitten, auch alle anderen Bauern davon in Kenntnis zu setzen. Ob er meinem Ansinnen gefolgt ist, kann ich bis heute nicht sagen, auch wenn er sich offenbar sogleich auf den Weg gemacht hat, zumindest stand er zu nachtschlafender Zeit ein drittes Mal vor meiner Tür und schlug »im Namen der ganzen Gemeinde« den vierundzwanzigsten September für Erntedank vor. Ich sagte ihm, dass alles gesagt und der Termin unumstößlich sei, befürchtete aber zugleich, dass er wiederkommen und im Namen aller, selbst der Weiber, den ersten Oktober vorschlagen könnte, worin ich ihm nicht so einfach hätte widersprechen wollen. Zum Glück kam es nicht dazu, auch wenn die Bänke im Pfarrsaal am nächsten Tag fast leer waren und sich dieses traurige Bild in den darauffolgenden Wochen nur langsam wieder besserte. Den Erntedankgottesdienst hielt ich jedenfalls wie vorgesehen am Sonntag nach Michaelis, wobei ich nicht unerwähnt lassen will, dass auch die Feier des Michaelistages Schwierigkeiten bereitete. Zum einen wird der Tag hier nur von einem kleinen Teil der Menschen begangen, wodurch ich die Bänke erneut geleert vorfand, diesmal sogar noch stärker als ehemals. Zum anderen ließ man mich direkt im Anschluss an die Predigt (bzw. bereits während dieser durch vermehrtes Einschlafen und weit über das gewöhnliche Maß hinaus gehende Schnarchgeräusche) wissen, dass man meinen Ausführungen nicht habe folgen »können«. Überdies warf mir eine alte Frau, die ich bis dahin zu meinen treuesten Zuhörern gerechnet hatte, einen »kriegerischen Ton« in der Rede vor, wobei sie sich insbesondere über die Deutung des Engels als Schlagdrein Gottes ereiferte. Als schließlich alle gegangen waren und auch ich mich auf den Heimweg machte, traf ich an der Treppe zum Pfarrsaal den bereits erwähnten Herrn Universalis, der dort auf mich gewartet zu haben schien

und mir, während wir die Stufen hinabstiegen und dabei ein um's andere Mal stehenblieben, erklärte, dass das Michaelisfest seinen Ursprung in einem alten heidnischen Erntefest habe. Ich bestritt und erzählte von der dem Erzengel gewidmeten Kirche, von seinem Schutzpatronat für unser geheiligtes Vaterland wie überhaupt von der ganzen Tradition, doch gab er vor, dies alles zu kennen und trotzdem – ja, mir schien sogar deswegen – zu widersprechen, was ihn schließlich zu der gewiss ganz irrigen Ansicht führte, dernach die Kirche, ausgehend von einem bloßen Zufall in der Zeit, einen festen Punkt im Kreislauf der Natur benutzt habe, um diese ein weiteres Mal aus der Geschichte zu vertreiben (vielleicht sprach er auch von »austreiben«, doch bin ich mir darüber nicht sicher und will an dieser Stelle auch kein falsches Urteil geben.) Jedenfalls habe sie sich in Form des Erzengels selbst an ihrer Statt gesetzt, und um nichts weniger habe man den Zyklus der Zeit benutzt, um ihn im Paradies wieder aufzuerstehen zu lassen, derweil er auf Erden durchschnitten und der Kreis zu einer Gerade aufgebogen worden sei, welche den Menschen ein Ziel gibt, das nicht nur außerhalb seiner Möglichkeiten, sondern auch außerhalb seiner selbst liege. Und wie zur Bestätigung fügte er hinzu: So wie der Michaelistag der Natur äußerlich ist, so ist es auch das Paradies für den Menschen. (Ich gestehe, dass ich den mitunter etwas verworren scheinenden Gedanken des Herrn Universalis nicht recht zu folgen vermochte, glaube aber dennoch, sie hier getreu wiedergegeben zu haben.) Jedenfalls konnte ich darauf nichts erwidern, denn kaum war der Sermon vorbei und wir am Ende der Treppe angelangt, kamen zwei Schweine ins Pfarrhaus gestürzt, wischten sich die verdreckten Rüssel an den weißen Paramenten und liefen wieder hinaus. Und ich wusste nur, dass es geschehen war.

Aber ich sehe, dass ich mich von der mir gestellten Frage entferne und will die geschätzte Aufmerksamkeit daher zurück auf jenen Gottesdienst lenken, der zwei Tage später zu Erntedank stattfand. Die Bänke im Pfarrsaal waren diesmal gut gefüllt, doch sollte sich das nicht unbedingt als großes Glück erweisen. Ich predigte über Lk. 12, 15-21 und begann sogleich mit den Worten des Herrn, der da sagt: »Seht zu und hütet euch vor aller Habgier; denn niemand lebt davon, dass er viele Güter hat. Und er sagte ihnen ein Gleichnis und sprach: Es war ein reicher Mensch, dessen Feld hatte gut getragen. Und er dachte bei sich selbst und sprach: Was

soll ich tun? Ich habe nichts, wo ich all meine Früchte sammeln kann. Und sprach: Das will ich tun: Ich will meine Scheunen niederreißen und größere bauen und will darin sammeln all mein Korn und meine Vorräte und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat für viele Jahre; habe nun Ruhe, iss, trink und sei fröhlich! Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr! Heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wem wird dann gehören, was du angehäuft hast? So geht es dem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich bei Gott.«

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, da bemerkte ich, wie die Bauern unruhig auf ihren Bänken hin- und herrutschten und immer gespannter zuhörten, obwohl sie während des Gottesdienstes für gewöhnlich zu ruhen pflegen und nicht selten von ihren Frauen geweckt werden müssen. (Nebenbei bemerkt dürfte dies auch ein Grund dafür sein, dass sich die Geschlechter nach wie vor nicht trennen lassen. Die Bauern wollen nicht länger schlafen als nötig und die Frauen ihren Mann bald zurück bei der Arbeit wissen.) Aber wie dem auch sei, ich maß der Sache keine größere Bedeutung bei und fuhr unbeirrt fort, derweil ich im Saale ein dumpfes Grollen vernahm, das mehr und mehr answoll, und noch während ich mein letztes Amen sprach, drängten die Bauern bereits geschlossen zu mir nach vorn und nannten mich einen »ungefälligen Pfaffen« (was noch das Beste war, was ich zu hören bekam). Ich wusste überhaupt nicht, wie mir geschah, und hätte es eine Kanzel gegeben, so hätte ich mich gewiss auf diese geflüchtet. So aber blieb mir nichts anderes übrig, als mich hinter mein hölzernes Pult zu verfügen und den Kelch des Aufruhrs an mir vorübergehen zu lassen. Doch ließ sich die Menge nicht besänftigen, zumal ich mir noch immer keiner Schuld bewusst war und auch nichts zu sagen wusste, und nur langsam verstand ich in dem Durcheinander der Stimmen, was man mir überhaupt vorwarf. Zum Inbegriff des habgierigen Menschen hätte ich den Bauern gemacht, zu einer Ausgeburst aller Sünde und Verdammnis. Ich starrte in die fleischigen Gesichter und dann auf die Worte in meinen Händen und versuchte zu verstehen und verstand doch nicht und hörte mich nur sagen, dass es ein Gleichnis sei, nur ein Gleichnis. Dann begannen die Gesichter zu verschwimmen und Stimmen gingen ineinander über und verliefen. Und selbst jetzt, wenn ich versuche, mich daran zu erinnern, wird mir nichts klarer, und vielleicht bilde ich mir nur ein, dass sich der Bauer Hülse über das Pult beugte und in

seltsam ruhigen Worten verkündete, dass es kein Gleichnis, sondern ein Zeichen sei, wenn man an dem Tage, an dem die Früchte der Ernte gefeiert werden, so über diejenigen spreche, die diese Ernte erbringen.

Aber wieso sollte ich mir das alles nur eingebildet haben? Ich sehe doch, wie ich da stehe und um Worte ringe. Das bilde ich mir doch nicht nur ein! Und wie sich der Pulk an mir vorbei nach draußen schiebt. Das kann ich doch jetzt noch spüren! Das ist doch wirklich geschehen!

Bitte verzeihen Sie, ich sollte berichten. Es ist nicht der rechte Ort für einen Besinnungsaufsatz. Ich will also ganz nüchtern fortfahren.

Die Bauern verließen den Saal und kündigten an, sie würden den Gottesdienst in den nächsten vier Wochen zu Hause verschlafen, was sie dann auch taten. Jedoch entzieht es sich meiner Kenntnis, warum sie eben diesen Zeitraum wählten. Auch kann ich mir den Umstand nicht erklären, dass sie derart geschlossen, ja fast möchte ich sagen *organisiert* auftraten. Nicht nur, dass das so gar nicht ihrer Natur entspricht, sie müssten meine Worte auch allesamt auf dieselbe Weise missverstanden haben, es sei denn, man wollte davon ausgehen, dass es unter ihnen so etwas wie einen Anführer gibt, was mir mit Blick auf die hiesige Gemeinde jedoch vermessen und aufgrund der äußeren Gegebenheiten überhaupt ganz unmöglich scheint. Doch will ich darüber nicht weiter spekulieren und stattdessen mit meinem Bericht fortfahren, denn ich muss gestehen, dass meine Predigt noch eine Reihe anderer Missverständnisse hervorrief. (Gleichwohl sei angemerkt, dass derartige Konfusionen nicht alltäglich sind, zumindest nicht in dieser Häufigkeit und Qualität. Überdies gelingt es mir in aller Regel, die Parochianen von der Haltlosigkeit ihrer Kritik zu überzeugen, sie zumindest dazu zu bringen, diese nicht zu wiederholen.)

An besagtem Tag aber waren die Missverständnisse nicht nur zahlreich, sondern auch ganz und gar verschiedene. Denn kaum hatten die Bauern den Pfarrsaal verlassen und waren lärmend treppab gezogen, da näherte sich mir ein kleiner, streng aussehender Mann, den alle hier nur »den Bückling« nennen. Er war mir bis dahin sehr reserviert, um nicht zu sagen unzugänglich erschienen, zumal er nur manchen Tags vor Ort zu sein scheint und ich mit ihm bis dahin noch nie ein Wort gewechselt hatte. Umso überraschter war ich, dass er nun zu mir trat und, ohne sich oder sein Ansinnen vorzustellen, erklärte, ich sei ein Prediger der sozialen Revolution und meine Gedanken allerschlimmstes Gut. Es war, als geschehe

alles nochmal, als habe die Geschichte nur die Kleider gewechselt. Denn wieder stand ich da und starrte und suchte Halt in meinen Worten. Dabei hörte ich nur die seinen. Ein Feind des Besitzes sei ich, ein Demagoge, ein Enteigner. Da begann ich mit einem Male zu verstehen, und während sich die Bauersfrauen an uns vorbei nach draußen drängten, formten sich in mir langsam die Worte, und ich sagte ihm, dass es nicht der Reichtum sei, den der Herr verurteile, sondern seine Vergötterung durch den Menschen, dieser schier unstillbare Durst, immer mehr zu besitzen: die Gier. Und wie ich ihm in die Augen sah, da wusste ich, dass er mir folgen würde. Also erzählte ich ihm, dass es keine Sünde sei, äußere Reichtümer zu besitzen, solange man nur im Innern Distanz zu ihnen wahre, denn aus dieser Distanz erwachse die Nähe zu Gott. Er fand, das sei gut gesprochen, bedankte sich und wollte schon gehen, als eine junge Frau zwischen uns trat. Es kostete mich einen Augenblick, in ihr die Tochter des Puppenspielers Stoffel zu erkennen, trug sie doch ihr bis dahin langes Haar ganz kurz geschnitten. Überdies waren ihre Eltern, wie schon manches Mal zuvor, dem Gottesdienst ferngeblieben und ich selbst hatte ihre Anwesenheit zuvor auch nicht bemerkt. Sie fragte mich freiraus, warum ich gerade diese Stelle zur Predigt ausgewählt habe. Ich wollte ihr sogleich antworten und auf die Textordnung unserer großen Kirche verweisen, als sich der Herr mit einem Kopfnicken empfahl, so dass ich für einen Moment nicht wusste, wohin ich meinen Blick lenken sollte und kaum Zeit hatte, seine Geste zu erwidern. Und noch während ich ihm nachschaute, hörte ich erste Sätze aus einem Mund rieseln, der die rechte Antwort nicht abwarten konnte, ja gar nicht abwarten wollte und stattdessen eine eigene vortrug, die er gleichwohl als die meine auszugeben versuchte. Worte, seltsam fremd und bekannt zugleich. »Ich will meine Kirche abbrechen und eine größere bauen und will darin sammeln all die Menschen mit ihrem Hab und Gut und will sagen zu meinem Gott: Lieber Herr, du hast nun einen großen Vorrat für viele Jahre ...«

An dieser Stelle endeten ihre Worte, doch muss ich gestehen, dass ich nicht weiß, ob sie von selbst aufhörte oder ob etwas an mir sie daran hinderte weiterzusprechen, denn abermals war ich vor Schrecken ganz starr und wusste nur, dass etwas geschehen war.

Als ich meine Spache wiederfand, sagte ich ihr, dass das keine rechte Deutung für diese Stelle sei, da wir nicht so viele wären, als dass man die

Kirche hier abbrechen und eine größere erbauen müsse. Sie aber ließ sich davon nicht abbringen und verstieg sich sogleich zu der Annahme, bald werde ein ganzer Wall an Leibern kommen, denn der Boden verspreche reichen Ertrag. Ich war von ihrer Rede noch immer wie benommen, so sehr, dass ich beinahe gewünscht hätte, ihre Behauptung möge auch nur ein Körnchen Wahrheit enthalten, doch dann besann ich mich und sah vor mir die leeren Reihen und draußen das mühsam bearbeitete Land, und ich erkannte, wie irrig das alles war.